

Die Podennarben.

Was dem Fremden das Herz blühen. Von Eugen Tolani.

Wir sahen im gemütlichen Gepflaude, so gemüthlich, wie es nur nach einem guten Nachhessen sein kann. George Willem, Charles Bergier und ich, als André d'Outremont ins Café trat. Er kam aus der Grahen Oper, und seine Gesichtszüge verrieten Erregung.

"Ich werde meinen Optimus auf Schabernack verlagern," rief er, nachdem er Platz genommen aus. "Denn auch, meine Freunde, ich erlaube mir die Vorstellung in der Loge mir gegenüber eine Dame.

"Das nicht!" rief André aus. "Denn auch, meine Freunde, dieses schöne Gesicht, dessen Farben kein Maler schöner erfinden könnte, dessen Formen kein Bildhauer edler zu schaffen vermöchte, was über und über mit Podennarben besät! Und die hat mein Fingerglas mich nicht erkennen lassen! Ist das nicht Betrug?"

"Ja," rief George Willem aus. "Du kannst deinen Optimus verlagern, denn dein Glas hat dir das Schöne von dem Engelsbilde, das Du bewunderst, vorenthalten."

André fragte: "Kennst Du die Dame? Ahnst Du etwas, wen ich bewundert habe!"

"Ich ahne es nicht nur," sagte George. "Ich weiß es, es gibt nur eine Frau, die so schön im Schmudde ihrer Podennarben aussieht, wie die Gräfin d'Assomont, und es war kein feiner Scherz von mir, wenn ich behauptete, daß die Krone ihrer Schönheit ihre Podennarben sind. Denn diese Podennarben, meine Freunde, haben ihre Geschichte."

"Die Du uns nun erzählen wirst!" unterbrach ihn der Freund. "Wird Ihnen erst einen Wein bringen, und George erzählte:

allem derjenige Mann war, der ihre eigene Schönheit am besten zu würdigen vermochte. Mit entschiedenem Künstlerblick begab, erkannt Graf d'Assomont die eigenartigsten Züge und Schmuddegegenstände für Gelehrte, die besonders dazu bestimmt waren, ihre seltene Schönheit den rechten Rahmen zu verleihen. War Gelehrte bis dahin schon eine wunderbare Schönheit gewesen, so wurde sie durch den Ruf, den Graf d'Assomont mit ihr trug, vollkommen. Bis zu dem Häuser oder dem Tischen, das sie in den Händen hielt, bot sie, wenn sie sich öffentlich zeigte, ein Bild vollkommener Schönheit, wie es nur wahrer Kunstlergebilde im Verein mit schönster Liebe zu dem herrlichen Modell aus diesem zu schaffen vermochte hätte.

Gelehrte hätte kein Welt sein dürfen, wenn ihr solche Verehrung nicht gefallen mühte, wenn sie gegen solche Kultus nicht bleiben konnte.

Da kam jenes Telegramm aus Russland, das dem Grafen an das Krankenbett der Gemahlin zurückrief. Nur widerwillig schied er Folge zu leisten, aber Gelehrte forderte entschiedene seine Rückkehr, sie stellte geradezu als Bedingung für eine eventuelle spätere Heimkehr nach Russland, und daß er der Sterbenden liebevoll begehren und bei dem Kinde, seiner Tochter, treuend die ersten Wochen und Monate verbrachte.

So reiste er denn ab, und nach wenigen Tagen schon meldete ein Telegramm an Gelehrte den Tod der ersten Gräfin d'Assomont.

Wochen, Monate gingen vorüber. Graf d'Assomont war auf Wunsch Gelehrtes bei seinem Töchterchen geblieben; mehrmals hatte er angefragt, ob er noch nicht nach Paris kommen dürfe, aber Gelehrte hatte stets erwidert, daß sie ihm vor Beendigung des Trauerjahres nicht als Gattin angehen würde.

Gleichwohl war er doch etwa ein halbes Jahr nach dem Tode seiner Gemahlin nach Paris gekommen. Sein Töchterchen hatte er mit einer zuverlässigen Dienerin in eine Pension nach Genf geschickt und sich gleich darauf nach Paris auf den Weg gemacht. Gelehrte machte ihm Vorwürfe, daß er sein Kind so bald nach dem Tode der Mutter von sich geschickte. Graf d'Assomont rechtfertigte sich, das Kind sei besser aufgehoben in einer guten Pension unter den Händen und in der Erziehung ehrenwürdiger Frauen, als bei ihm einem Witwer.

Aber kaum hatte Graf d'Assomont sich in solcher Weise zu rechtfertigen gesucht, da geschah etwas Furchtbarliches. Aus Genf traf ein Telegramm ein, das Komtechen sei mit samt ihrer Begleiterin an den Boden ertränkt dort angekommen.

sie nach schwerem Krankenlager das Krankenhaus in Genf verließ, trug sie auf ihrem ganzen Körper das Zeichen ihrer aufopfernden Menschlichkeit.

„Und von solchen Dingen“, so rief George Willem an Schluß seiner Erzählung aus. „Könnte man wirklich behaupten, daß es die Schönheit dieses Engelsbildes entzelen könnte! Nein, sie sind in Wahrheit das Schöne an ihm; schöne Farben und Formen kann jedes gefühllose Weib haben. Podennarben vermag nur eine Heldin aufzuweisen!“

„Da hast Du freilich recht!“ sagte André. „Aber Du hast uns die Geschichte noch nicht zu Ende erzählt. Wie hat Graf d'Assomont die Gelehrte empfunden. Man scheint ihn doch schlechter beurteilt zu haben, als er sich zeigte; denn da Gelehrte als Gräfin d'Assomont bezeichnet, wurde sie doch trotz der Podennarben seine Gemahlin!“

„Nein, meine Freunde, der Graf d'Assomont ist nicht falsch beurteilt worden. Er hat Gelehrte freilich geheiratet, aber es wird behauptet, er habe sie, außer an dem Tage der Vermählung nicht ein einzigmal gesehen; und ob er sie an diesem Tage nicht sah, angehe, ist mindestens zweifelhaft, sonst hätte dieser Verehrer der Frauenschönheit trotz der Podennarben verehrungsbevoll vor so viel entzückender und bewundernswürdiger Schönheit niedersinken müssen.“

„Aber weshalb hat er sie denn trotzdem geheiratet; ein Mann, wie Du ihn schilderst, pflegt nicht aus Pflichtgefühl oder Dankbarkeit sich Hebesellen schmiden zu lassen.“

„Und weshalb nahm ihn Gelehrte zum Gatten? Hat sie doch der Gräfin nicht geliebt? Dann war sie nicht die Heldin, als die Du sie bezeichnest!“

So fragten wir. George aber sagte: „Ich glaube euch weder den Grafen noch die Gräfin falsch geschildert zu haben. Uebrigens teile ich mit, was man erzählt. Genauer kann ja da niemand wissen. Und man berichtet eine rührende Geschichte. Das Töchterchen des Grafen soll, ahnungslos, wie oftmals Kinder in solchen Lagen sind, Gelehrtes Verhältnis zu ihrem Vater erkannt und diesen wiederholt ums Mütterchen gebeten haben. Gelehrte liebte die kleine Horneke viel zu sehr, um sie einem so herzlosen Vater zu überlassen. Wer einem Kinde so viel gepflegt, wie Gelehrte, darf Mütterrecht an ihm verlangen. So wurde Gelehrte Gräfin d'Assomont und lebt mit ihrer Tochter in Paris, während der Graf, der längst aus dem Staatsdienst getreten ist, meist sich auf Reisen befindet und nur dann und wann mal nach Paris kommt, wenn seine Gemahlin verweist ist.“

Das beste Mittel.

Humoreske von Alice Dubrowski.

Seitdem der Klotz des Bürgermeisters Klagen, der neugeborene doctissimus, und die Postformate aus der nürnberger Stadt, die neue Gemeindefürsorge, ihren Einzug in das kleine Dorf gehalten hatten, wurden die Leute nicht mit dem Sidschnen fertig.

„Herr Doktor, mi is all weeder nich ordentlich.“ Ein Hind an der goldgefahnen Pellsche, ein Hinausschieben der Strohhaube, das allem Jammer über den herrschenden Unbestand bereitet als Worte Ausdruck verlieh.

„Sie haben sich wieder erkaltes Brunnwasser getrunken, Mann.“ „Jo, Herr Doktor, dat mutt woll sein. Uns Herrogat je wegen minen Mog de Wäl of ne anworm.“

„Wahr, sehr wahr, aber was ist dagegen zu machen? Diät! Strengste Diät! Haherscheim und ein wenig im Wasser und Salz aufgelöstes altes Weisbrot. Nichts anderes. Am fünften Tage vielleicht ein frisches Ei, schaumig geschlagen mit ein paar Tropfen Süsser Korn.“

Die Bauern waren viel dünneleibiger geworden, seitdem er in das Dorf angestellt war. Denn er sah nicht etwa wie jeder andere junge Arzt aufs Geratewohl in Ramon, sondern man hatte ihm in einer erregten Gemeindefürsorge, just — nachdem sich ein junger Bauernsohn verbittend gemeldet, weil kein Arzt rechtzeitig herbeizuschicken gewesen, ein bestimmtes Einkommen zugesichert, wofür er bis zu einem gewissen Grade ärztliche Hilfe unentgeltlich zu leisten hatte.

„Wurde niemand krank, bekam er eben das Geld ohne Mithewaltung. Aber die Bauern taten schon ihre Schuldbüßung Magenschwäche, Gichtleiden und Ziegenpeier wechselten ordnungsmäßig miteinander ab.“

„Hören Sie zu,“ sagte er hitzig. „Ich habe mal in der Klinik, in der ich mein Assistenzjahr abmadete, einen Mann, wie Sie, in der Kur gehabt. Kein, was sage ich, jener war noch viel härter und rohuber. Bei dem begann es so ähnlich, wie jetzt bei Ihnen. Ein bisschen Magenschwäche, ein bisschen Unbehagen. Er sollte faste. Kein Gebante! Er sah nach wie vor. Das Ungeheilte blieb natürlich nicht aus. Er mußte endlich an Magenverwässerung eingeben.“

„Altkfiser Hartner nahm sich die Sade zu Herzen. Er nichte tiefsinnig vor sich hin.“ „Schwester Marie hat mir schon vor vier Wochen dieselbe Geschichte erzählt, und seitdem es' ich bloß noch als Altersnotdürftige ...“

„Es stellte sich im Lauf der weiteren Untersuchung jedoch heraus, daß dies immer noch mehr war, wie sonst ein ausgewachsener Mann mit reichlichen Bedürfnissen zu sich zu nehmen pflegte.“

Hartners zählte schon zwanzig und wollte zum Herbst Hochzeit machen. Jetzt war das gar nicht recht! Sie zog ein Gesicht bei des Bräutigams erstem Schrei und murmelte unter: „Auch nicht mehr nötig gewesen,“ und sonstiges mecht; was junge unerfahrene Dinge so auf Lager haben.“

„Es ging aber nicht nach ihr.“ Der Erde schrie mit kräftiger Stimme ihren Grimm tot. Der glückliche Vater ging für ein paar Tage nicht sehr gerade auf dem Hof umher, und Schwester Marie sah hochlangsam und bloß aus, dann neben Frau Hartner hatte sechs Tage und ebensoviele Nächste der Tod geholt.

„Die Taufe sollte groß und lustig werden. Das Ehepaar wollte es so. Aber der schwache Großvater war ein bisschen dabei im Wege. Sie wollten abwarten, wie es mit ihm würde, denn viel Hoffnung hatten sie nicht mehr.“

„Einen höchstlichen Verlauf scheint dieser Magentatarrich nicht zu nehmen. Nur langwierig ist er, unheimlich langwierig.“

Da beschloß die junge Hartners denn doch endlich, daß die Kindtaufe stattfinden sollte. Der Herr Pastor hatte nämlich neulich den Kopf geschnitten und die Frau Pastor ein paar Anzüglichkeiten gesagt, daß es nicht Sitte sei, ein Kind von christlichen Eltern so lange ungetauft zu lassen ...

„Ich hätte' woll eine große Bitte, Schwesterken ... Sie müssen noch mal zwei Tage zu uns, ja? Die Vene kann nicht aus dem Heu, und wenn sie se auch so fahrig mit dem Kind. Sie wissen ja so schön mit dem Glasche Weibchen und mit dem Großvater auch.“

„Was blieb Schwester Marie da wohl anderes übrig, als ja zu sagen! So ging sie also wieder zu den Hartners. Schon war Frau Hartner mit Herz und Sad zum Hause hinaus, als sie noch mal zurückgelaufen kam.“

„Schwesterken, ich hab' die Vorratskammer nicht zugeholfen! Mein Mann aber ist was neugieriger und hätt' sich des Guten zuviel antun. Am besten is's ... ich nehm' den Schlüssel mit.“

„Und so geschah! Schwester Marie hatte sich bis Mittag tüchtig zu tummeln. Gegen elf Uhr kam Doktor Klagen auf einen Sprung heran und fragte nach dem Altkfiser.“

„Ich glaub' ein anderer. Ich glaub' Sie nicht.“

„Sprach's, schritt on Schwester und Doktor vorbei, geradwegs auf die Vorratskammer zu.“

„Sie schrien einen Augenblick später alle hell auf, weil sie an einen Geist glaubten.“

„Der alte Hartner hatte gerade ein bisschen im Vorratskübel nachschöpfen wollen, als die Schwägerin zusehloß. Da hatte er schließlich zu essen begonnen und nicht früher aufgehört, bis eine Mandel Soleiter und ein handfester rosfiger Schinken bis auf den Knochen verschunden waren.“

„Was haben Sie denn überhaupt hier zu suchen?“

„Sie haben hier gar nichts zu wollen“, unterbricht ihn der Altkfiser. „Sie haben nur kurz aufzusagen, was Sie über den Fall Bentghien und Genossen wissen.“

„Ja, Herr Altkfiser, wenn da denn fünf darf!“

„Dass hat er an' Sünabendabend“, beginnt Schröder, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen. „Sehst du denn Frau tau mit, August, sehd sehd, du süßst ja so nüßterblect (bleich um die Nase herum) ut, dor heft du 'n Groschen, gab hen un vermüenter (härtete) di 'n beten.“

„Dass hat er an' Sünabendabend“, beginnt Schröder, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen. „Sehst du denn Frau tau mit, August, sehd sehd, du süßst ja so nüßterblect (bleich um die Nase herum) ut, dor heft du 'n Groschen, gab hen un vermüenter (härtete) di 'n beten.“

San Franciscos Gründer.

Beschreibung dieser Tagesblätter eines spanischen Priests.

Zur Zeit der Vorberedungen für die Panama-Pazifische Weltausstellung kommt auch die Veröffentlichung der nachstehenden Werke seitens des Staats-Universitäts von Kalifornien gelegen. Dieses Werk, das gleichgültig in englischer und in spanischer Sprache erscheint, enthält nämlich eine interessante und ausserst Quelle kommende Schilderung der Gründung San Franciscos, wie Vater Pedro Font sie in seinem eigenen Tagebuche gegeben hat.

Die Universitäts kam in den Besitz des ursprünglichen Tagesbuchs durch die Stiftung der Robert C. Conanschen Sammlung seitens des Eisenbahn-Magnaten Collis P. Huntington. Es war aber keine Kleinigkeit, sondern kostete eine vierjährige Mühe, das alte spanische Manuscript, das schon recht vergilbt war, zu entziffern. Doch es ist schließlich vollständig gelungen. Professor Frederick J. Loggert, ein gründlicher Erforscher der Geschichte dieser Rüste, gibt das Werk heraus, und besseren Händen hätte dasselbe kaum anvertraut werden können.

Obgenannter Priester schildert, wie er im Jahre 1776 als Kaplan mit der Expedition von Don Juan Bautista de Anza von Sonora kam, über mehr als tausend Meilen Wüste und Gebirge, und wie auf der westlichen Klippe hoch über dem Goldenen Torge das Kreuz aufgerichtet wurde. Hier nur einige Sätze aus seinen Aufzeichnungen vom 27. März 1776:

„Ein wenig nach 11 Uhr (nach) hielten wir an einem Tische oder einer Quelle ausgezeichneten Wassers, unfern der Hafen-Nübnung, nachdem wir an diesem Tage etwa sechs Meilen gereist waren.“

Dieser Hafen ist ein Wunder der Natur und darf der Hafen aller Häfen genannt werden, wegen seiner großen Fassungsvermögen und wegen der mannigfachen Buchten, welche in seiner Strandlinie und in seinen Eilanden eingeschlossen sind. Umhert von Bergen, ist es in dem Hafen so ruhig, wie in einem Becken.“

Der Kommandant beschloß, auf dem äußersten Ende der westlichen Klippe, an der inneren Spitze des Hafen-Eingangs, das heilige Kreuz zu errichten. Am Morgen um 8 Uhr besetzten wir einen kleinen, niedrigen Hügel und kamen dann auf ein völlig freiliegendes Tafelland von beträchtlicher Ausdehnung, flach, nur mit leichter Absetzung nach dem Hafen zu. Dieses Gelände muß etwa eine halbe Liga breit und etwas mehr an Länge sein, und es läuft schmaler zu, bis es in der westlichen Klippe endet. Das Tafelland bietet eine höchst wunderbare Aussicht, da von hier der grösste Teil des Hafens sichtbar ist, mit seinen Eilanden, der Einfahrt und dem Ocean, soweit das Auge schweifen kann — selbst noch über die Horaxones hinaus.“

Der Befehlshaber bestimmte dieses Tafelland als Stätte für die neue Siedlung San Francisco und das Fort, welches an diesem Hafen errichtet werden sollte. Infolge seiner Lage auf einer Höhe nimmt das angegebene Fort eine so gezielte Stellung ein, daß der Eingang der Hafenmündung mit Musketenfeuer verteidigt werden kann, und einen Büchenschuß entfernt ist Wasser für das Volk, nämlich an der Quelle ober dem Tische, wo wir zuerst Halt gemacht hatten.“

Und weiter: „Die Indianer, denen wir begegneten, waren sehr sanftmütig, gutartig und sehr arm; sie erschienen unbehindert und gaben kein Zeichen einer kriegerischen Stimmung oder übler Absichten. Diejenigen, welche in der Nähe des Forts lebten, haben einen ziemlich starken Bartwuchs.“

San Francisco begann also in demselben Jahre seine Pionier-Existenz, in welchem die Unabhängigkeit-Erklärung zu Philadelphia unterzeichnet wurde. In Sonora jedoch, von wo die Expedition de Anzas kam, hatten damals schon seit anderthalb Jahrhunderten Missionen bestanden, sowie Drickschaften, welche den ersten Siedelungen an der Bucht von Missionen um viele Jahre vorhergingen.“

Bei der sogenannten Nord-West-Kreuzung am White-Flüsse unweit von Slamsford, S. D., hat der Commercialclub eine eigenartige „Brücke“ eingerichtet. Sie besteht aus einem schweren Rabel quer über den Fluß, auf dem Personen, die das Wasser überqueren wollen, in einem großen Korbe befördert werden.

Kritik.

Ein junger amtsehriger Affessor in einer kleinen medienbunrigischen Stadt hat mehrere Zeugen zu einem Termin geladen. Durch die Schmerzfälligkeit der Leute zieht sich die Zeugenauflage sehr lange hin, und der Affessor, der eine Mittags Einladung zu der Frau Pastor hat, sieht wie auf Kohlen und sieht wiederholt ungeduldig die Uhr. Endlich glaubt er fertig zu sein — da wird noch jemand gemeldet.

„Ihr Name?“ fragt der Affessor, ohne den Mann anzusehen. „August Schröder.“ Weitere Personalien folgen.

„Was haben Sie in Sachen Bentghien und Genossen vorzubringen?“

„Herr Affessor — ich — will man —“ stottert der Gefragte. „Sie haben hier gar nichts zu wollen“, unterbricht ihn der Affessor. „Sie haben nur kurz aufzusagen, was Sie über den Fall Bentghien und Genossen wissen.“

„Ja, Herr Affessor, wenn da denn fünf darf!“

„Dass hat er an' Sünabendabend“, beginnt Schröder, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen. „Sehst du denn Frau tau mit, August, sehd sehd, du süßst ja so nüßterblect (bleich um die Nase herum) ut, dor heft du 'n Groschen, gab hen un vermüenter (härtete) di 'n beten.“